

## Das Menschlein Matthias.

17) Erzählung von Paul Jlg.

Ja, im Horn war Brigitte Böhi am schönsten, da funkelteten die dunklen Augen wie Kirschchen im Laub, und das flüchtige Rot unter dem schwarzen Haarband war wie der Regenbogen auf Gewittergrund. Jammersehade war es doch um dieses von Eigensinn und Hochmut geknechtete, temperamentvolle Blut. Wie viele wohlige Stunden hätte ihm die Närrin besparen können! Sternbengel, ja! Die Augen auf! Abgetafelt war die noch lange nicht! In dem Gehäuse rumorte noch die beste, unverbrauchte Lebenskraft. Wie mit Tauen riß es an seinen Nervensträngen, es jagte ihm ein wahres Hundstagsfieber in die Glieder. Wenn die jetzt Vernunft annehmen wollte, was! mußte er denken. Dem verwitterten Junggesellen stieg etwas in die Nase... so ein Geruchlein von häuslichem Behagen, gemütvoller Fürsorge, vermischt mit angenehm aufregenden Kriegen, reizvollen Widerständen... Immer mehr fand sie Gnade vor seinen Augen. Das war einmal keine von denen, die ihm in schlecht verhehlter Habgier, Eitelkeit und Genußsucht geradezu mit Frohlocken an den Hals flogen, zufriedenen, wenn er ihnen eine hübsche Meise, ein neues Kleid vergönnte!

Er konnte von der holden Illusion nicht mehr loskommen. Zum Auckuck, wozu denn auch. Es war ja noch alles da, ließ sich fast mit Händen greifen: er brauchte am Ende nur wie der Kalif Storch das rechte Wörtlein zu sprechen, so trat die glückliche Verwandlung ein.

Der Dessinateur trat dicht an das Musterfräulein heran und packte sie an beiden Armen, die er gegen ihren Körper presste, daß sie sich kaum rühren konnte. Sein Gesicht hatte jedoch fast einen treuherzigen Ausdruck. Sie sah das, stutete und wehrte sich nur mit halber Kraft.

„Zieh Du Deine Krallen ein, Maitte! Mir tuft Du damit nicht weh, bloß Dir selber. Dann will ich Dir noch etwas sagen. Vielleicht merkst Du dann eher, wie ich gegen Dich gesonnen bin. Jetzt mach aber die Ohren auf. Es ist im Horn unten, Du weißt, dort bei der Mühle, ein apartes Haus mit Garten ausgeführt, zur Sommeran heißt's. Das hat mir schon von je sauber ins Aug gestochen. Und nun liegt die Sache so: ich wär imstand und legte heut noch die Hand drauf, wenn ich... eine Mühe, die da zünftig mit mir hausen wollte. Was meinst, Grittli? Ge ja, daß Bagieren ist für Junge. 's tut's jezt bald für unsereinen. Man möchte alsgemach auch irgendwo unter schlüpfen. Wirft mich wohl verstehen? Und was Dich betrifft... ja, ich kann Dir jezt nur so viel sagen: Du mühtest es bei mir nicht schlecht haben. Für's Hauswesen hättest Du freie Hand. Ein Stück Welt könnten wir auch noch zusammen anehen. Und so, denk ich, wär dann für das Bübli desgleichen am besten gesorgt.“

Da Brigitte demgegenüber nur ein stummes Staunen ausdrachte, behagte es ihm ungenie, den Plan noch weiter auszumalen. Er ließ sogar durchblicken, daß es ihm schließlich auch nicht darauf ankäme, den Kleinen an Kindesstatt anzunehmen.

Eine Ueberaschung war es schon, und keine kleine! Hätte die Fassungslose an seinen Worten zweifeln dürfen, die merklich sählendernde Stimme verriet ihr gleich, daß er's aufrichtig meinte, weder Hohn noch Verschlagenheit im Spiele sei. Und trotzdem... die größte Unglücksbotschaft konnte sie nicht heftiger erschrecken. Es erfolgte ein jäher Zusammenbruch. Mit dem gerechten Zorn, der eben noch den hintersten Winkel ihres Wesens ausfüllte, verließ sie auch die Kraft, ruhig zu erwägen und zu handeln. Sie schien auf einmal ganz gebrochen und warf den Kopf hintenüber. Er sah, wie ihre Zähne sich ins rosige Lippenfleisch gruben und begriff, daß da Böses und Gut hart aufeinander gefolgt waren. Das mußte sich erst einmal setzen. Er tappte ja vor Aufregung selber wie ein verliebter Esel drein. Das hatte keine Art, da gehörte ein dickes Komma hin, wenn er nicht alles aus neue verschüttet wollte. Die Hauptsache, das „Größte“ war zum Glück heraus. Nun mochte die Ueberrumpelte sich im stillen damit abfinden.

Da diese gleich in einem fast lautlosen Weinkrampf versiel, schien ihm ein weiteres Verweilen auch nicht geraten.

Solchen Ergüssen war er von jeher aus dem Wege gegangen. Zudem kränkte ihn der so wild verströmende Weiberschmerz nicht wenig. Er kam sich dabei verprügelt, unbeholfen vor, wie ein Sadkläufer.

„Ja, nun... das Wort ist gesprochen... das Wort bleibt stehen. Mach, was Du willst. Du hast ja den Kopf nicht in der Schlinge...“ brummte er finster, weil er natürlich nichts von der ungeheuren Spannung ahnte, die sich in der Seele des armen Mädchens in dieser Stunde entlud. Noch weniger konnte er vermuten, daß aus seinen Worten eine Hoffnung keimte, die zu erfüllen ihm fern lag wie der Tod. Achselzuckend nahm er seine Sachen, fragte sich noch des öfteren ratlos im Genick und ging dann davon, ohne zu wissen, woran er nun eigentlich war.

Gegen Abend dieses merkwürdigen Tages hatte der Dessinateur das Gleichgewicht so weit wieder gefunden, daß er wenigstens dem Fischfang obliegen konnte. In der Weiche mochte er sich heute nicht sehen lassen. Er meinte, man müßte ihm seine hinverbrannte Kateridee von der Stirn lesen können.

Aber der Spott, den er selbst mit dem Vorhaben trieb, hinderte ihn durchaus nicht, recht häufig mit dessen Sonnenseite zu liebäugeln. Das Musterfräulein kam ihm nicht mehr aus dem Sinn. Ja freilich, die hatte noch lange das Zeug, ein eigen Häuslein zu beleben, herzurichten, daß man ihre Existenz schon auf der Treppe roch, und so recht schmachtlappig, ofenhöckerlich hineingezogen wurde. Die Sommerabende nebeneinander in der Laube zu sitzen: in der einen Hand die Pfeife, in der anderen eine mollige Gähle... dazwischen ein gutes Glas Wein... Sackerment, das war nicht zu verachten! Was ihr noch fehlte an feinen Kochkünsten konnte sie am Ende bald nachholen. Er brauchte sie nur für einige Wochen in eine Hotelküche zu schicken. Ein urchig Bavernkind wie sie, fand sich schon zurecht. Da gab es also kein Hindernis. Gingen auf der anderen Seite... Was wohl die lieben Treustädter dazu sagen mochten? Er war zwar ein freier Herr und ließ sich sonst von keinem in die Karten gaffen. Aber nun hatte er bereits so ein widerliches Gespenst vor Augen: die unfehlbare Nachrede, er sei vor einem harmlosen Mädchen zu Kreuz gekrochen. Ein Hohngelächter mußte das abfeben. Und davor kam ihm ein Zaudern an. Freilich, eine Wirtschafterin war noch lange kein ehelicher Hausdrache; er behielt sich selbstverständlich das Recht, sie nach Belieben auf die Strafe zu setzen. Und dennoch! Mit langen Nasen und schröden Stichelreden würde er sicher nicht verschont, wenn er den Sprung wirklich wagte. Auch etwa ein eifriger Pfarrer mochte da den Sabel ansetzen, um ihn vollends unter die Haube zu bringen.

Ja, ja, mhm... trotz all seinem schneidigen Draufgänger-tum, den vielen Teufeleien war er doch ein rechter Galenfuß, nun es galt, gegen den Strom zu schwimmen. Vor allen Dingen schien es ihm, als sei er seinem Ruf eines einzigen Originals die völlige Unabhängigkeit schuldig, gerade in dieser Zeit, wo er Anstalten traf, sich den teuren Mitbürgern noch einmal im großen Ornat zu zeigen. Die Kunstfreunde hatten ihn nämlich bewogen, bei dem bevorstehenden Festzug zur Erinnerung an den Eintritt der Stadt in die Eidgenossenschaft die Gestalt eines österreichischen Herzogs mit angemessenem Pomp darzustellen. Dazu ließ er um teures Geld eine silbervergoldete Mischung herstellen und nahm auf seine alten Tage, so sauer es ihm ankam, noch Reitunterricht, um sich nur ja nicht lächerlich zu machen. Da durfte er den ewig lauern-den Spöttern nicht noch Wasser auf die Mühle liefern...

Ei der Teufel, es war wirklich ein heftiges Zür und Wider. Innerlich aufgerüttelt wie seit langem nicht, schritt er der Schiffslände entlang am Kornhaus vorbei, zur Saker-mauer, die mit dem Leuchtturm endigte. Ueber dem Wasser lag die rechte Gewitterschwüle, es roch faulig nach Tang und Fischen und Matsche alle Augenblicke irgendwo von raub-nerig aufspringenden Lachsforellen, Hechten und Barschen. In den beiden Badeanstalten herrschte ein vergnüglicher Lärm, Schreie schwirrten... blanke Leiber schimmerten herüber, Mädchen mit bunten Kostümen spiegelten sich im See. In wildem Wettstreit sprangen die Burschen senkrecht und kopfüber vom Sprungbrett in die Tiefe oder schwammen



nebeneinander so weit hinaus, daß den Zuschauern ordentlich bange wurde. Die Pudererisotte war desgleichen mobil . . . Mädchengefang, trunkene Sommerlust überall . . .

Nach dem Horner Ufer warf der Desjinateur einen suchenden Blick. Ob ihm dort unten wirklich so ein Alterslaubenglied beschieden sein würde? Ein „Mordskerl“ konnte er ja trotzdem bleiben, solange der Faden hielt; er brauchte noch lange nicht zweispännig ins Phylisterparadies einzufahren!

Als er sein hellgebeiztes Boot losmachte, bemerkte er erst den kleinen Spion, der ihm schon eine Weile in respektvoller Entfernung folgte.

Matthias Böhi hatte an diesem Nachmittag seinen Weg statt in die Bleiche zum Hasen hinunter genommen. Er wußte nur soviel, daß die Mutter ihn vorläufig nicht mehr mitnehmen durfte. Darüber war er ebenso traurig als empört, weshalb er sich dem mütterlichen Verbot entgegen, an der Schiffslände schadlos halten wollte. Es hatte ja wohl auch seine Reize, die großen Dampfer ein- und ausfahren zu sehen, die Herren Kapitäne mit breiten Goldborten und suchsigroten Nasen zu beobachten, wenn sie auf der Kommandobrücke standen und durchs Sprachrohr Befehle gaben, worauf sich dann die Räder folgjam bald rückwärts, bald vorwärts drehten. Aber man mußte dabei sehr auf der Hut sein vor Aufseilern und Karrenschiebern, die von allen Seiten wütende Rufe ausstießen und sich überhaupt gebärdeten, als dürften sie die nichtsnutzigen Gaffer ohne Gnade über Bord werfen. Trotz der vielfältigen Schau kehrten seine Gedanken oft zu der mittäglichen Szene zurück. Es stand jetzt endgültig fest, daß er einen reichen, großmächtigen Vater besaß, der zu allemhin noch gut für ihn sorgen wollte. Die Mutter aber war ärmer wie die Wasgotte, denn weder die Stube noch das Bett, darin sie zusammen schliefen, gehörte ihr zu. Warum stieß sie also den bereitwilligen Helfer zurück? Sie taten doch viel besser daran, gleich in des Vaters Hans umzusiedeln: dort bekam er gewiß ein eigenes Bett, dort konnte er auch schönere Kleider tragen als das Melplergewand, über das die Stadtbuben lachten, einen blauen Matrosenanzug vielleicht und später wohl gar eine Kantonschüleruniform. Seit er den Ausmarsch des Kadettenbataillons gesehen hatte, nahmen seine Wünsche deutliche Gestalt an. Er kam sich nicht mehr gering und untauglich vor, solche Stufen der Menschwerdung zu erklimmen. Was wohl die Wasgotte, Konrad, Marie und Frida für Augen machen würden, wenn er eines Tages in solchem Staat auf dem Gubf erschien? Ob sie dann noch wagten, gegen ihn aufzumucken, daß er keinen richtigen Vater habe? (Fortf. folgt.)

## Die Wichtigkeit des Kalles für den Stoffwechsel.

Von Dr. med. L. Reinhardt.

Der Kalk ist in organischer Bindung ein wesentlicher Bestandteil sämtlicher Zellen des menschlichen und tierischen Körpers, und zwar ist er vorzugsweise an den Zellkern gebunden. Am reichsten daran ist die Stützsubstanz des Skelettes der Knochen, dann kommen als ebenfalls recht reich an Kalk die verschiedenen Drüsen des Körpers, die Lungen und die graue Hirnsubstanz. Am wenigsten kalkreich sind die Muskeln — abgesehen von dem Bindegewebe —, und unter diesen ist der Herzmuskel der weitaus kalkreichste, indem er viermal mehr Kalk als jene enthält. Daraus geht hervor, daß vorzugsweise Ernährung von Fleisch und Blut, ebenso von an Kalk sehr artem Brot, Kartoffeln und Obst wie Äpfel und Birnen nicht nur den sehr großen Bedarf des stark wachsenden kindlichen Organismus, sondern auch den des Erwachsenen nicht zu bedenken vermögen. Etwas reicher an Kalk sind Reis und Hülsenfrüchte, dann Kirchen, Meineklauden, Heidel- und Himbeeren, besonders aber Feigen, noch reicher aber Eidotter, Orangen, Kohl und Erdbeeren, am allerreichsten aber — und zwar mehr als doppelt so reich an Kalk als die letztgenannten — ist die Kuhmilch. Dient doch letztere nicht nur zur Ernährung, sondern vor allem zum Aufbau des kräftigen Knochengestüßes des sehr rasch wachsenden Kalbes. Deshalb können Erwachsene, aber auch Kinder, die reichlich Kuhmilch genießen, niemals Mangel an Kalksalzen erleiden.

Als Normalnahrung gilt sonst die Frauenmilch, die den allerdings nicht sehr großen Bedürfnissen des sehr langsam wachsenden menschlichen Säuglings zu genügen hat. Sie enthält nicht weniger als 6,5 mg weniger Kalk als die Kuhmilch und wird noch weit von Feigen, Waldhimbeeren, Orangen, Kohl und besonders Wald-erdbeeren übertroffen, welche letztere fast viermal mehr Kalk als die Frauenmilch enthalten. Der Zucker ist als Kunstprodukt ganz kalkfrei und der Honig enthält nur Spuren davon.

Nach den hier mitgeteilten Tatsachen läßt sich nun leicht eine kalkreiche Nahrung auswählen, die besonders für die Kinder, wie auch für alle schwächlichen und unterernährten Personen von der größten Wichtigkeit ist. Die Bedeutung des Kalles für das Wohlbefinden des Menschen wird durch die schon länger bekannte Tatsache illustriert, daß in Gegenden mit kalkreichem Wasser die Leute durchschnittlich viel gesünder und militärfähiger sind als in solchen mit kalkarmem Wasser. Und neuere Untersuchungen haben festgestellt, daß reiche Kalkzufuhr in der Nahrung nicht nur sehr förderlich für die Knochenbildung ist, sondern allgemein in höchst günstiger Weise den Stoffwechsel anregt und bei bereits eingetretener Krankheit das Heilbestreben der Natur ganz wesentlich fördert. Wie dadurch die Heilung von Knochenbrüchen befördert wird, werden damit Gicht und Nervenkrankheiten bekämpft. Mit reichlicher Kalkzufuhr heilt man nicht bloß Diarrhoeen, sondern auch tuberkulöse Prozesse, die noch nicht zu weit vorgeschritten sind, dann allgemein eiternde Geschwüre selbst pythilischer Art, beeinflusst in günstiger Weise die Zuckerkrankheit, stärkt die Nerven und das geschwächte Herz und wirkt besonders gut auf die als Acidose bezeichnete Säureansammlung im Blute ein. Noch weit ausgiebiger als mit Kuhmilch führt man dem Körper Kalk durch das Einnehmen von kleinen Dosen — etwa 1,0 bis 1,5 Gramm im Tag — von chemisch reinem kristallisiertem Chlorkalkium. Dieses schmeckt etwas unangenehm bitter, was aber durch entsprechende Verdünnung leicht beseitigt werden kann, und ist ja nicht zu verwechseln mit dem stark riechenden und sehr schädlichen Chlorkalk. Die klaren, farblosen Chlorkalkiumkristalle zerfallen sehr leicht in darüber gegossenem Wasser. Man löst etwa 100 Gramm Chlorkalkium in 500 Gramm destilliertem Wasser und nimmt davon dreimal täglich nach dem Essen je einen Kaffeelöffel von in Kaffee, Tee, Suppe oder Milch verdünnt, so daß man den bitteren Geschmack kaum empfindet.

Die beiden Berliner Ärzte Emmerich und Löw halten eine regelmäßige Zufuhr von täglich 1,0—1,5 Gramm Chlorkalkium in obengenannter Lösung, die vollkommen unschädlich und indifferent ist, für ebenso wichtig als die regelmäßige Zufuhr von Kochsalz, für die wir instinktiv sorgen, weil uns kalkreiche Pflanzenkost ohne Salz einfach nicht schmeckt. Die naturreiche Fleischkost benötigt der Salzzufuhr nicht. Deshalb genießen Jägerwölfer kaum je Salz. Erst als der Mensch vom unjet dem Wilde nachziehenden Jäger zum mehr an die Scholle angebundenen Ackerbürger wurde, empfand er instinktiv das Bedürfnis nach Salz als nötige Beigabe zur nimmere fast ausschließlich zu seiner Ernährung dienenden Pflanzenkost. Alle Pflanzenkost ist nämlich sehr kalkreich und entzieht dem Blute durch Umsehung Kochsalz. Wenn nämlich Kalisalze durch Aufsaugung im Darm ins Blut gelangen, bildet sich Chlorkalkium und das Natronsalz der Säure, die an das Kali gebunden war. Statt des Chlorkalkiums, das der Hauptbestandteil unter den anorganischen Salzen des Blutwassers ist, enthält nun das Blut ein anderes, zur normalen Zusammenfassung des Blutes nicht gehöriges Natronsalz. Als abnormer Bestandteil wird das dabei im Blute gebildete Natronsalz zugleich mit dem Chlorkalkium durch die Nieren ausgeschieden, da diese die wichtige Funktion besitzen, die Zusammenfassung des Blutes konstant zu erhalten. Indem so dem Organismus durch Zufuhr von Kalisalzen eine entsprechende Menge Kochsalz entzogen wird, hat nicht nur der vorzugsweise von Pflanzenkost lebende Mensch, sondern haben mit ihm alle pflanzenfressenden Tiere das instinktive Bedürfnis zum Ertrag des jeweiligen verlorengehenden Chlornatriums sich Kochsalz einzuführen.

Gleicherweise besteht bei manchen Individuen in bestimmten Zuständen das instinktive Bedürfnis nach Zufuhr von Kalk. Die fast ausschließlich von dem wie bereits gezeigt sehr kalkarmen Fleisch und Blut ihrer Beutetiere lebenden Fleischfresser unter den Tieren wie die menschlichen Jägerstämme versehen niemals zu diesem Zwecke die kalkreichen Knochen ihrer Beute zu genießen. Dadurch sind sie auch bei ausschließlicher Fleisch- und Blutkost gleichwohl in den Stand gesetzt, dem Kalkbedürfnisse ihres Organismus zu genügen. Zum gleichen Zwecke fressen eierlegende Hühner, denen man nicht zerleinerte Eierschalen im Futter reicht, den Kalküberzug oder den Mörtel von den Wänden des Hühnerhofes, um die nötige Menge Kalk zur Bildung der Eierschalen zu bekommen. Aus demselben Grunde ist Kuhmilch nicht nur wegen ihrer Leichtverdaulichkeit gepaart mit großem Nährwert, sondern namentlich auch wegen ihres bedeutenden Kalkgehalts ein vortreffliches Nahrungsmittel für alle Kinder und Personen, die durch Krankheit geschwächt oder sich in der Rekonvaleszenz befinden.

Ebenso ist durch reiche Erfahrungsstatistiken bewiesen, daß Verabreichung von Kalk, noch mehr aber solche von Chlorkalkium dem Stoffwechsel in bedeutendem Maße erhöht und ein vorzügliches Hilfsmittel bei der Mast ist. Junge Schweine, die täglich 0,1 Gramm Chlorkalkium pro Kilogramm Körpergewicht dem Futter zugefetzt erhielten, hatten im Mittel 115 Proz., solche dagegen, die gewöhnlichen Futterkalk bekommen hatten, nur 75 Proz. an Gewicht in sieben Wochen zugenommen. Deshalb werden gerade magere und unterernährte Individuen, die einen Fleischansatz wünschen, gut daran tun, in der oben angegebenen Weise täglich 1,0—1,5 Gramm Chlorkalkium nach dem Essen einzunehmen. Dadurch wird nicht nur der Fleischansatz gefördert, sondern zugleich ein Gefühl der Kraft und des Wohlbefindens verliehen. Leicht zur Ermüdung neigende Leute werden körperlich leistungsfähiger und geistig regsamter durch das Einnehmen von Chlorkalkium, zu-



gleich wird damit Nervosität und Schlaflosigkeit beseitigt. Durch Bakterieninfektion verursachte Krankheiten werden leichter als sonst geheilt, indem das Einnehmen von Chlorkalzium eine Erhöhung der bakterientötenden Eigenschaften des Körpers zur Folge hat. Darauf beruht wesentlich die danach beobachtete Erhöhung der Widerstandskraft gegen Krankheit. Wie der ganze Stoffwechsel angeregt, wird die Fruchtbarkeit erhöht, ohne irgendwie befürchten zu müssen, daß durch die erhöhte Kalziumzufuhr eine Neigung zu Arterienverkalkung geschaffen werde, denn nur dann lagert sich Kalk in der Arterienwandung ab, wenn diese schon vorher erkrankt war. Diese Kalkablagerung ist ein Heilbestreben der Natur, wodurch die meist durch gesteigerten Blutdruck geschädigten Arterien noch länger funktionstüchtig erhalten werden. So darf Chlorkalziumzufuhr auch bei Arterienverkalkung als Heilmittel empfohlen werden, indem dadurch die Funktionen der Zellen verbessert werden und der Blutdrucksteigerung durch reichliche Ausscheidung von Urin mit darin gelösten Stoffwechselprodukten gewehrt wird. Wenn auch nicht alle Krankheiten dadurch beseitigt werden, so wird doch der Mensch gesünder und leistungsfähiger durch regelmäßiges Einnehmen von Chlorkalzium.

## Im Reiche der Feldmühe.

Von Franz Bergg.

(Aus seinem Buche: Ein Proletarierleben.)

(Schluß.)

Meine Strafe lautete auf vierzehn Tage strengen Arrest. An sich war die Buße nicht zu hart.

Aber ich wechselte nicht die Kompanie, sondern nur die Korporalschaft. Wen traf ich dort als meinen Vorgesetzten? Gerade den Herde, der inzwischen die Gefreitenköpfe wieder erhalten hatte.

Der Feldwebel hatte mich in bewußter Grausamkeit diesem Raubtier wieder ausgeliefert.

Die Seelenschinderei nahm ihren Fortgang.

Den neuen Rekruten stellte mich Sphyr vor als einen Mann, den jeder kennen müsse und mit dem niemand sprechen dürfe.

In jenen Tagen brachte mir ein Trauerbrief die Nachricht vom Tode meines Vaters. Ich hatte den armen lieben Mann seit meinem Weggang aus Königsberg nicht wiedergesehen.

In meinem Leid hat ich, einen Tag vom Dienst entbunden zu werden. Da fragte mich der Feldwebel Reiber höhnisch: „Haben Sie denn einen Vater?“ und zwang mich, meinen Dienst zu versehen wie jeder andere.

Meine Stimme war den Tag über so matt, daß meine Antworten nicht laut genug klangen. Ich wurde also zehnmal über den Kasernenhof gejagt und mußte jedesmal von der 300 bis 400 Meter entfernten Mauer aus laut brüllen.

Es kam so weit mit mir, daß mir die Arrestzelle zum Himmelreich ward. Dort hatte ich wenigstens Ruhe. Vom Hofe her drang das Kommandieren, Fluchen und Schimpfen gedämpft in meine Einsamkeit, kam aber an mich nicht heran. Auch fehlte es mir nicht an Gesellschaft. Ich hatte bemerkt, daß der Arrestaufseher bei der Einlieferung niemals meine Mühe nachsah. Da schmutzelte ich eines Tages Goethes „Faust“ samt dem Kommentar von Boppes in meine Zelle. Auf der Britische stehend, reichte ich bis zur verriegelten Fensterklappe. In dieser waren durch Austrocknen des Holzes zwei schmale Ritzen entstanden, durch die eine dünne Lichtlinie wagrecht ins Zimmer drang. Hob ich das Buch in ihren Strahl hinauf, so konnte ich lesen. Allerdings wurden immer nur drei Druckseiten zugleich erhellt, aber je weiter ich kam, um so höher hielt ich das Buch und füllte mich beseligt.

Ueber dieser Faustlektüre vergingen mir die zehn schweren Tage wie im Traume. Allerdings verspürte ich am Schluß ein Nervenschneiden von den Fußspitzen bis zum Kopf.

Gedrängt durch die tagtägliche Not, schlug ich endlich eine Taktik der Verzweiflung ein. Unter Wölfen gebärdete ich mich schließlich auch als Wolf. Ich ging auf einmal selbst zum Angriff über, statt immer nur das Duldferlamm zu mimen, und teilte Hiebe aus, die recht empfindlich waren, deren Urheber aber nur dunkel geahnt ward. In „Hamburger Echo“ veröffentlichte ich einige Artikel über Soldatenschindereien in drei Kompanien und erörterte ausführlich zwei Selbstmorde, die im Regimente vorgekommen waren. Ich gab alle Einzelheiten und nannte Namen.

Die Artikel machten Aufsehen und rüttelten manchen Jagsthaften empor. Von allen Seiten regnete es jetzt Beschwerden über Beschimpfungen und Mißhandlungen von Soldaten.

Noch mehr, ich rechnete mit meinen Feindern persönlich ab. Sergeant Krumm wollte seine neuen Stiefel zum zweitenmal anziehen. Er fand sie nicht. Er suchte wie verrückt. Vergebens. Ich hatte sie in die Müllgrube befördert.

Als Kosten meldete ich unnahsichtlich jeden Vorgesetzten, der nach dem Pappensteich über die Mauer kletterte.

Die Sozialdemokraten in der Kompanie schlossen sich zu einer Art Bund zusammen und hielten jetzt ihrerseits Besprechung über die Halunken.

Dem Bähr spie ich unter vier Augen auf die Füße und nannte ihn einen „erbärmlichen Schuft“. Der Zeigling steckte die

Beleidigung ein. Ohne Zeugen konnte er mich nicht auf Festung bringen, und den Arrest, das wußte er, fürchtete ich nicht mehr.

Wo mir etwas von den Sachen der Korporale und Unteroffiziere in die Hände kam, ward es vernichtet, verborgen oder versteckt. So lernte ich meinerseits Schreden erwecken; ich ward gefürchtet, und das half immerhin etwas.

Nirgends wird die Bildung mehr für die gefährlichste Schmutzgewebe angesehen als beim Militär. Wer seine Bildung nicht vollständig verleugnen kann, geht als gemeiner Soldat einem Martyrium entgegen.

Unter den Umständen mußte auch mich das Schicksal erreichen. Ich war, durch die Verzweiflung stark gemacht, meinen Vorgesetzten über den Kopf gewachsen. Sie hatten Wind gefät, nun erteteten sie Sturm. Allerdings suchten sie jetzt durch Milde wieder gutzumachen; aber ich konnte nicht vergessen.

Mir war ein Buch über das Verhalten der Vorgesetzten gegen die Soldaten in und außer dem Dienst in die Hände gefallen. Mit Empörung konnte ich da feststellen, was alles an mir verbrochen ward und welche Ueberschreitungen an anderen verübt wurden.

Von dem Tage an erhob ich Einspruch, wenn mir der Korporal die Feldmütze oder den Helm mit grobem Griffe gerade sehen wollte. Ich verlangte, befohlen zu werden, es selbst zu tun.

Gab mir ein Unteroffizier einen Befehl, ohne dabei selbst die vorschriftsmäßige Haltung einzunehmen, so brachte ich es vor dem Major zur Anzeige.

Diese Freiheiten nutzten allerdings die militärische Zucht untergraben. Das Kränkeln Miß-miß-nicht-an Militarismus wird ja schon im Innersten erschüttert, wenn ein Soldat sein Recht verlangt und die Vorgesetzten dann und wann an ihre Pflichten erinnert.

Meine Führung wurde jetzt auf einmal in den Führungsbüchern als gut vermerkt. Ich bekam Sonntags Urlaub. Ich durfte auf eine billige Zeitung, den parteilosen „Generalanzeiger“ abonnieren.

Eine Zeitlang ging es leidlich. Da wurde ich eines Abends vom Hauptmann beim Lesen überrascht.

„Achtung!“

Alles stürzt in strammer Haltung an die Spinde; ich auch. Mein Buch bleibt auf dem Tische liegen.

Er beugt sich darüber, lieh den Titel und besieht, mich in Untersuchung abzuführen.

Ich hatte in dem Protokoll des ersten sozialistischen Parteitags nach Aufhebung des Sozialistengesetzes gelesen. Da es nicht laut geübt war, wurde ich schließlich mit 14 Tagen streng bestraft und auf Antrag des Hauptmanns der Arbeiterabteilung Ehrenbreitstein bei Koblenz zugewiesen.

Eine solche Veretzung ist keine Strafe, nur eine Maßregel. Wie Rußland die politsch Unzuverlässigen nach Sibirien verschickt, so werden, gemäß Kabinettsbefehl vom Jahre 1887, in der Gefinnung unzuverlässige Soldaten den Arbeiterabteilungen zugewiesen.

Am Tage vor meiner Ueberführung nach Ehrenbreitstein trat unerwartet der Hauptmann mit dem Feldwebel in meine Arrestzelle, gab mir die Hand und sagte mir Adieu. Gesah es aus Freude, den verdammten Kerl loszuwerden? oder tat er so aus rein menschlichem Mitleid heraus, unter dem Eindruck der Erinnerung an all das viele Unrecht, das ich durch ihn und unter ihm hatte leiden müssen? Ich ward durch seine Weichheit aufs höchste überrascht und besah nicht Geistesgegenwart genug, meine Hand zu verweigern, worüber ich mich heute noch ohrfeigen könnte.

Unter Bewachung dampfte ich eines frühen Februartages nach Ehrenbreitstein ab. Am Mitternacht hatten wir den 200 Meter hohen Felsen erklommen.

Ruhig und dunkel lag tief unter uns in den Schleiern der Nacht das Rheintal. Ich war glücklich, wenigstens der Kompanie entronnen zu sein, wenn auch der Wechsel dunkle Schicksale genug in sich tragen durfte.

Ich traf unter meinen Leidensgefährten viel Sozialdemokraten. Einige nutzten ihre ganzen drei Jahre abdiene, ohne eine Kaserne gesehen zu haben. Andere kamen hierher, weil sie wegen Majestätsbeleidigung verbestraft waren; unter ihnen ein Redakteur der Breslauer „Morgenstimme“, ein Dr. phil., der sein Recht als Einjähriger eingebüßt hatte. Ueberhaupt ward damals jeder Mann, der wegen „sozialer Antreibe“ verbestraft war, in diese Anstalt gebracht, um ihn so für andere ruhige Bürger unschädlich zu machen.

Wetter fanden ich dort einige Mennoniten, denen ihr Glaube verbietet, ein Gewehr auch nur anzufassen; Selbstverstümmler, die sich während ihrer Dienstzeit hatten dienstuntauglich machen wollen; Lothringer, Elsäßer und Polen, die ihrer „Preußenfreundlichkeit“ zu laut und überzeugend Ausdruck verliehen hatten.

Alles in allem zählten wir im Durchschnitt an die 160 Mann „Pensionäre“.

Jeder Soldat wird, bei einem längeren Aufenthalt in diesen dumpfdröhnenden, niedrigen, durch vergitterte Schießscharten kläglich erhellen Kasematten von dem sogenannten Kasemattenfieber befallen. Bei den meisten tritt diese Erscheinung nur vorübergehend auf; manchen jedoch trübt sie allmählich das Gemüt und steigert sich zum Tiefsinn, ja zur völligen Geistesumnachtung.



Zwei Mann stürzten sich von der Moselbrücke ins Wasser und ertranken. Zwei andere gossen Petroleum in die Strohdächer und zündeten sie an, daß sie doch mit Zuchthaus bestraft würden und der Ehre, noch länger Soldat zu sein, verlustig gingen.

Die vierte Kompanie der Festungsartillerie und eine Infanteriekompanie waren abwechselnd in Alarmzustand, mit scharfen Patronen und der strengsten Weisung, auf das erste Signal in die Abtheilung zu dringen und jeden Ausbruch von Empörung im Keim zu ersticken.

Nacht Tage hindurch bekamen wir fast nichts zu essen. Das Wenige war kaum genießbar. Der Reis z. B. war schwarz von Ratten- und Mäusekot. Einige schütteten den Fraß durch die Schießscharten in den Lichthof.

Fünfzehn lange Monate hielt ich es in dieser Kasernenhölle aus. Dann versagten meine Kräfte. Ich meldete mich krank. Der Arzt wies mich dreimal ab. Wegen unbegründeten Krankmeldens wurden mir sogar fünf Tage streng diszipliniert. Ich verlangte vorher von einem Stabsarzt untersucht zu werden. Da ward ich nach dem Lazarett in die Unterstadt geleitet. Das Kommissärsbrot für die Tage des Arceles mußte ich unter dem Arm mittragen, so sicher war man eines ablehnenden Bescheids.

Als ich vor dem Stabsarzt stand, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und bemerkte ruhig: Herr Stabsarzt, hier weigert man mir ärztliche Hilfe. Geschieht mir mein Recht nicht, so werde ich bei der ersten Gelegenheit Fahnenflucht begehen, nicht um mich dem Regiment zu entziehen, sondern um andererseits ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Der Stabsarzt stand starr vor Staunen. Aber meine Worte wirkten. Er untersuchte mich genau und schickte mich ins Lazarett. Da blieb ich vier Monate. Ich ward gut gepflegt und fühlte mich wohl.

Der Assistent des Oberstabsarztes meinte es besonders gut mit mir. Durch Zufall war ihm mein Tagebuch zur Hand gekommen, in dem einige Gedichte verzeichnet standen. Er knüpfte eine Unterhaltung mit mir an und fand, daß ich mich wissenschaftlich und schöngeistig beschäftigt hatte. Ich gewann seine Achtung und das Wohlwollen der übrigen Aerzte. Sie öffneten mir den Garten, und so wurden mir die letzten Monate, die ich dem Vaterland als treuer Sohn schuldet, zu einer wirklichen Erholung.

Am 30. Oktober meldete mir der Feldwebel, meine Dienstzeit sei um, ich dürfe gehen. Zugleich sollte ich in der Stammrolle meine volle Zufriedenheit mit der erfahrenen Behandlung anerkennend bescheinigen.

Ich weigerte meine Unterschrift. Am 15. November ward ich aus dem Lazarett entlassen. Noch aber war ich nicht frei. Man führte mich wieder auf den Kasemattenfels hinauf, daß ich meinen Paß abhole.

In Wirklichkeit wollte man mir meine Unterschrift erpressen, denn die Weigerung konnte besonders dem kommandierenden Major unbequem werden.

Ich beharrte anfangs in meiner Ablehnung. Der Major geriet in eine blaue Wägerei. „Unterschreiben Sie,“ brüllte er, „oder ich steche Sie nieder wie einen Hund.“

Da unterschrieb ich. Ich war frei.

### Kleines Feuilleton.

Saint-Pierre und Alexander von Humboldt. Der 100. Todestag Vernadin de Saint-Pierres am 24. Januar ruft die Gestalt eines Dichters in die Erinnerung, der in der Geschichte des modernen Naturgefühls eine bedeutende Rolle spielt: er hat die Wunder der tropischen Landschaft, die vorher von Kühnen Entdeckern und kühnen Gelehrten mehr sachlich geschildert worden waren, für die Poesie entdekt und so eigentlich erst die ideale Natur des Rousseauschen naiven Menschen, die der Philosoph nur geträumt, geschaffen. Eine abenteuerliche Sehnsucht und Schwärmerei nach unbekannt dämmernden Fernen trieb schon den zwölfjährigen Knaben zu einer Fahrt nach Martinique, und nachdem ihn ein wechselreiches Schicksal im alten Europa hierhin und dorthin geworfen hatte, suchte er nach Ruhe und Frieden in jungen Ländern, will die Rousseauschen Ideen in Wirklichkeit ansehen und versucht mit einer Anzahl gleichgesinnter einfacher Menschen bald in Madagaskar, bald am Krassée Ansiedelungen zu gründen, in denen das Glück der Urzeit wieder aufleben soll. Seine Pläne mißglücken, seine Mopien zerrennen, und es bleiben ihm nur noch die Freuden der Phantasie, die Lust der Träume, in denen sich all sein Erleben in glühenden Farben spiegelt. Aus diesen Visionen einer mit starken Sinnen geschauten fremden Natur sind die unvergänglichen Schönheiten geboren, die das einfache Geschehen seiner Jöhllen mit einem herrlichen Kranz von Landschaftsbildern umrahmen. Eingefügt in seine wunderlichen Naturstudien, deren unwissenschaftliches Fabulieren längst erkannt ist, liegt wie in einem Juwel in eine Kette von bunten Glassteinen die Dichtung, die seinen Namen unsferlich gemacht hat, die Erzählung von „Paul und Virginie“. Die Tragik, die in dem hier geschilderten Zusammenstoß des einfachen Naturkinbes aus der glücklichen Südsee mit der überfeinerten Bildung alter Kultur geschildert ist, läßt uns freilich kalt, sie ist noch einem

Wort Goethes nur aus der äußerlichen Absicht entsprungen, zum alle schmerzlichen Mißverhältnisse zur Sprache zu bringen, welche in neuesten Staaten zwischen Natur und Gesetz, Gefühl und Verkommen, Bestreben und Vorurteil so bang und beängstigend sind“.

Wundergroll und unveraltet aber wirkt heute noch die diese Befeehlung der Tropenwelt. Um dieser Tat willen hat Alexander von Humboldt in der genialen Skizze der Entwicklung des Naturgefühls, die er in seinem „Kosmos“ bot, Vernadin de Saint-Pierre einen ruhmvollen Platz eingeräumt und selbst den tiefen Einfluß bekannt, den er durch ihn empfangen. Während Buffon die südlüche Natur nur nach Schilderungen anderer darge stellt hatte, ist hier dieses großartige Phänomen von einem Dichter heiß und leidenschaftlich erlebt. „Paul und Virginie, ein Werk, wie es kaum eine andere Literatur aufzuweisen hat,“ sagt Humboldt, „ist das einfache Naturbild einer Insel mitten im tropischen Meere, wo, bald von der Milde des Himmels beschirmt, bald von dem mächtigen Kampf der Elemente bedroht, zwei anmutvolle Gestalten in der wilden Pflanzensülle des Waldes sich malerisch wie von einem blütenreichen Teppich abheben.“ Auf seinen großen Reisen in die gleichen Zonen, die Humboldt mit Aimé Bonpland unternahm, ist dies Meisterwerk dem Naturforscher ein geliebter Gefährte gewesen. „Viele Jahre ist es von mir und meinem treuen Begleiter und Freunde Bonpland gelesen worden: dort nun (man verzeihe den Anruf an das eigene Gefühl) in dem stillen Glanze des südlüchen Himmels, oder wenn in der Regenzeit, am Ufer des Orinoco, der Miß trachend den Wald erleuchtete, wurden wir beide von der bewunderungswürdigen Wahrheit durchdrungen, mit der in jener kleinen Schrift die mächtige Tropennatur in ihrer ganzen Eigenfülligkeit dargestellt ist.“

Der Einfluß Saint-Pierres, der in der ganzen Literatur, bei Chateaubriand wie bei den Deutschen Lenau und Sealsfield, ein so tiefgehender war, ist denn auch in Humboldts schönen Schilderungen, vor allem in seinen dichterisch-anschaulichen „Ansichten der Natur“ zu spüren.

### Naturwissenschaftliches.

Populäre Literatur über Kultur- und Nutzpflanzen. Umfangreiche Lieferungswerke, die für einen großen Absatz im „gebildeten Publikum“ berechnet sind und diesen Zweck durch erdrückend reiche Fülle von Bildern, bestechend plakatarige Titelumschläge zu fördern suchen, bilden mehr als je ein Kennzeichen der Bilderproduktion. Es gibt da manche Syren auszusondern; das Lieferungswerk „Die Pflanzen und der Mensch“ (Kosmos, Gesellschaft der Kulturfreunde in Stuttgart; zwei Bände, gebunden jeder 16 M.) darf zum Weizen gerechnet werden. Eine Reihe von Fachleuten behandelt hier die für den Garten, den Obstbau, für die Feld- und Waldwirtschaft in Betracht kommenden Naturprodukte und ihre Verwertung. Die Zahl dieser Pflanzen, vom Tabak bis zum Mais und vom Vörlapp bis zum Rhabarber, um wenigstens einige zu nennen, ist sehr groß. Bei jeder findet man das wichtigste über die Kennzeichen der Art oder Klasse, über die Kultur und die Gewinnung der Produkte. An lehrreichen Abbildungen ist kein Mangel und auch statistische Uebersichten werden gegeben, wie z. B. die über die Weltermte des Jahres 1908 an Mais, Gerste, Hafer, Weizen usw. bis zum Kaffee. Bemerkenswerterweise steht hier die Kartoffel mit einem Gesamtertrage von rund 173 Milliarden Litern obenan, worauf der Hafer mit 151, Weizen mit 127 und Mais mit 122 Milliarden Liter Ertrag folgt. Nahezu gleich groß war die Erzeugung von Kaffee und Tabak, beide mit je rund 1 Milliarde Kilogramm. Bemerkenswert ist auch, daß jährlich für 21 Millionen Mark frische Äpfel eingeführt werden, die alle anderen Obstsorten schlagen. Das vorliegende Werk verbreitet sich übrigens auch eingehend über theoretische Fragen, wie z. B. über den neuesten Stand der Vererbungslehre, wie es ferner die praktische Seite durch die Schilderung industrieller Anlagen zur Ausnutzung der Naturprodukte, der Webes- und Spinnmaschinen usw. ausführlich berücksichtigt. Es ist populär, das heißt verständlich geschrieben, obwohl nicht in allen Teilen gleichmäßig. Viel weniger umfangreich und beschränkter im Plane ist „Trinkwälters Bearbeitung der „Ausländischen Kultur- und Nutzpflanzen“ (Verlag von Duells u. Meyer, Leipzig; Preis geb. 240 M.). Die systematische Einteilung in allgemeine Gruppen, wie „Gräser“, „Obstgewächse“, „Gemüsmittel liefernde Pflanzen“ usw. und die ebenfalls übersichtliche Abhandlung der einzelnen Gewächse macht das ansprechend ausgestattete und gut illustrierte Werkchen zu einem zuverlässigen, populären Nachschlagebuch, das seinen Preis wert ist.

Noch billiger ist das Heftchen „Die wichtigsten Kaserpflanzen“ von Dr. M. Thiele. (Vollbücher, Theod. Thomas' Verlag, Leipzig, Pr. 60 Pf., geb. 85 Pf.) Wie der Titel zeigt, ist die Auswahl hier abermals beschränkt, aber wir erfahren über Hanf, Jute, Manie, Baumwolle, Panamafasern usw. doch das Wichtigste. Der Verfasser kennt seinen Stoff genau und gibt auf 107 Seiten einen brauchbaren Auszug. Soweit menschliche Velleibungsstoffe dem Pflanzenreiche entnommen werden, ist hier auch das Vändchen über „Unsere Kleidung“ von G. Endres (im selben Verlag, Pr. 40, geb. 65 Pf.) zu erwähnen. Nicht nur die Bestandteile der Kleidung und deren Verarbeitung, sondern auch ihre Hygiene werden erörtert und gute Fingerzeige gegeben.

L.